ISSN 1561-2791

Doppelnummer

25 Jahre

Fachmagazin „Behinderte“

BEHINDERTE

in Familie, Schule und Gesellschaft

Gleichstellung jetzt!

P.b.b. · GZ 02Z032433 M · Erscheinungsort Graz · Verlagspostamt 8020 Graz
25. Jahrgang · Preis pro Nummer € 6,10

6/2002

Foto: Hermine Gsteu

Kunst und geistige Behinderung

Versuch einer Annäherung

Dieter Fischer

Befasst man sich mit geistig behinderten Menschen, begegnen einem nicht allzu häufig Situationen, wo einen ein leichtes Glücksgefühl durchweht. Eher stehen die Sorge oder das Planen von neuen Aktivitäten im Vordergrund, das Erproben alternativer Konzepte oder auch das Verwerfen einer bislang verfolgten Theorie. Mühe ist demnach angesagt und formt sich nicht selten zum Grundton unseres Erlebens. Fast immer schwingt etwas Angestrengtes, nicht Selbstverständliches mit – und wenn es nur um unser erklärtes Gut-Sein geht, mit dem wir Menschen unter der Diktion ihrer (geistigen) Behinderung begegnen wollen.

Man weiß nie genug.
Und so ist auch im Bekannten
das Unbekannte und sein Lockruf.

Der Künstler weiß, was er tut;
aber damit es die Mühen wirklich wert sind,
muss er jene Grenze überschreiten
und tun, was er nicht weiß;
und in jenem Moment ist er jenseits des Wissens.

Die Kunst ist für den Künstler eine Frage –
sind am Ende viele aufeinander folgende Fragen
unsere Antworten?

E. Chillida

Darum wird es nachträglich gehen

- Menschen mit geistiger Behinderung in stürmischer Fahrt
- vom unwerten Leben hin zum Künstler- (und Kunden-)Sein
- Die menschliche Sprache besteht nicht nur aus Worten
- Farben und Formen, Stoffe, Holz und Metall gehören allen
- Kunst will nicht nur mitteilen, sondern ihre Botschaft teilen
- Kunst ist *erzählte* Geschichte in Farben, Formen und Material
- Kunst bedarf der Öffentlichkeit bzw. des öffentlichen Raums
- Kunst erlöst geistigbehinderte Menschen aus der Konkretheit und von den Mühen bzw. Niederungen der Alltäglichkeit
- Kunst befreit behinderte Menschen vom Diktat ihrer Behinderung und der damit verbundenen Enge
- Kunst bewahrt vor einem dürftigen Pragmatismus und vor möglichem wie auch geforderten Funktionieren
- Menschliches Leben bedarf nicht nur des *richtigen* Denkens – der Logik, sondern auch des „*schönen*" Denkens – der Ästhetik
- unser Leben – selbst ein Kunst-Werk

Unsere Sprache besteht nicht nur aus Wörtern

Sprache zielt auf Mitteilung wie auch auf Verständigung. Sie gießt unser Erleben in Wörter und befreit uns so von einer scheinbar durch nichts zu fassenden Gestimmtheit und Befindlichkeit.

Damit sich Sprache in ihrer ganzen Fülle und Dichte entfalten kann, bedarf es eines *Senders* wie auch eines *Empfängers*. Sie benötigen die Bereitschaft wie auch die Fähigkeit zu gegenseitiger Wahrnehmung, dem Besitz gemeinsamer identischer Bedeutungs-Elemente, aber auch Formen, in die der mitzuteilende Inhalt gefasst werden kann – z.B. Wörter, Mimik oder Gesten.

Der *Sender* muss insonderheit Inhalte besitzen, das Bedürfnis und die Fähigkeit haben, sich auszudrücken und gleichzeitig einen Adressaten auszumachen, dem man seine Botschaft schicken will.

Ein *Ausdruck* in diesem Zusammenhang ist jeweils etwas Intimes und Aktives zugleich. Man kann sich sehr wohl mit vielen Fragen und Erlebnissen, mit Kränkungen wie auch mit Freuden beschäftigen – und doch geht nicht jedem sofort das Herz auf, der Mund oder die Hand über und nicht jeder findet für sein Erleben einen ihm möglichen wie auch seinem Erleben adäquaten Ausdruck.

Um etwas auszudrücken wie auch etwas zu empfangen, bedarf es einer physiologischen wie auch psychologischen Kompetenz gleichermaßen. Sie kann auf der einen wie auf der anderen Seite beeinträchtigt, um nicht zu sagen behindert sein. Das gilt für das Sprechen wie für das Hören, für das Zeigen wie für das Sehen, für das Mitteilen wie für das Sich-Berühren-Lassen. Nicht zuletzt benötigt man Vertrauen zu sich wie zum anderen. Erst daraus wächst dann auch die Bereitschaft, sich bzw. etwas von sich in seinem Ausdruck zu zeigen, und die Bereitschaft, etwas von dem in mich aufzunehmen, was mich als „fremd", manchmal sogar als bedrückend und gar befremdlich anmutet.

Allerdings gilt auch hier, wenn auch im übertragenen Sinne, der berühmt gewordene Satz von P. *Watzlawick*: Man kann nicht nicht kommunizieren. Was immer wir tun oder lassen, wir

drücken uns aus und teilen immer etwas von uns mit.

Im Vergleich zu Menschen mit einer geistigen Behinderung reflektieren wir als ins Denken verliebte Zeitgenossen mehr, was nicht immer unser Vorteil ist; mit der Überzeugung, dieses oder jenes *nicht* zu erzählen, zu malen oder zu gestalten, schützen wir uns. Fast immer können wir – im Gegensatz zu geistig behinderten Menschen – wählen und uns entscheiden. Das Unbewusste allerdings läuft trotzdem mit.

Neben der verbalen Sprache, der Mimik und den Gesten steht uns die Sprache der Bewegung, des Tanzes, der Farben, Töne, Geräusche und Gesten zur Verfügung, auch wenn wir sie aufs Ganze gesehen viel zu selten benützen.

Sind wir *Zeuge* eines *Ausdrucks*-Geschehen, haben wir gleichsam Anteil an einem *Schöpfungsvorgang* beim anderen wie bei uns selbst – unwillkürlich wird man an die Geburt erinnert. Der andere zeigt etwas von sich bzw. aus ihm dringt etwas heraus, was ihm bislang so noch gar nicht gegenwärtig war. Es hat sich dessen wie auch meine bzw. unsere Gegenwart urplötzlich verändert! Ein Ausdruck ist immer das Ergebnis von Dynamik und nicht selten lebt noch jene dem Inhalt zum Ausdruck verhelfende Energie noch in ihm. Insofern können wir nie von einem Ausdruck sprechen, ohne sein Pendant – den Eindruck – mit zu berücksichtigen. Hier tut sich eine Spannung auf, auch wenn wir vermeintlich nur das Ergebnis oder die Konkretisierung eines Ausdrucks herkömmlich wahr nehmen. Der Eindruck selbst geschieht im Adressaten bzw. in solchen, die dieser Ausdruck – gewollt oder ungewollt – erreicht.

Ich empfinde es als ein ganz besonders zu bestaunendes wie auch ein fast beschämendes Moment, wenn sich Menschen mit einer geistigen Behinderung durch ihr künstlerisches Schaffen ihrer Umgebung zu erkennen geben. Wissen oder ahnen sie, auf welchen Boden das dann fällt?

Vor nicht allzu langer Zeit hat es ja nicht einmal genügt, sich *nicht* zu zeigen; selbst sich zu verstecken reichte nicht. Man hat sie aufgespürt. Ihre pure Anwesenheit war den meisten Menschen und nicht nur den Machthabern schon zu viel. Wohl deshalb auch baute man um sie konkrete wie auch symbolische Mauern – von ihnen etwas zu bekommen, von ihnen etwas in die Hand zu nehmen oder mit ihnen etwas zu tun zu haben, war unzumutbar und ein kaum vorstellbares Fakt. Mit ihnen Leben zu teilen und ihnen eine selbstverständliche Teilhabe am Leben zu ermöglichen, erscheint nicht wenigen heute noch als Aufgabe eine Nummer zu groß. Das Fremde schwingt überall mit und haftet wie ein unauslöschlicher Geruch an allem, was mit „diesen Menschen“ in Verbindung steht oder auch nur in Berührung kommt. Kunde oder Nutzer zu sein, hat diese schmerzliche Tatsache nur bedingt verändert, und als Künstler gefeiert zu werden, wird alleine noch kaum mehr an wirklicher bzw. neuer Nähe erbringen. Das Aufeinander-Zugehen benötigt eine Haltung, die den *Menschen* in seinem Tun und Lassen sucht und nicht nur dessen Werke.

Sind wir Zeuge eines Ausdrucks-Geschehens, haben wir gleichsam Anteil an einem Schöpfungsvorgang beim anderen wie bei uns selbst – unwillkürlich wird man an die Geburt erinnert.

Vor 5o Jahren haben wir geistig behinderte Menschen unter dem Vorwand einer Ausflugsfahrt zu Gasöfen gekarrt, heute üben wir uns ein, ihnen anstatt Aufsicht, Betreuung und Fürsorge *Assistenz* zu leisten und sie – im Sprachgebrauch von Qualitätsmanagements zu bleiben – zu unseren geschäftlichen Partnern zu erklären. In der damit zum Ausdruck kommenden Autonomie sehen wir den Inbegriff menschlichen Seins und eine unverzichtbare Voraussetzung für zu erreichendes Glück.

Alles klingt wie Fortschritt – aber ist es auch ein solcher? Ohne genauer hinzusehen, fühlen wir uns auf den ersten Blick sogar wohl dabei – doch sind wir ihnen als Menschen und Persönlichkeiten wirklich nahe gekommen? Sind wir ihnen Bruder und Schwester geworden, wenn wir ihnen assistieren oder sie in der Funktion eines Dienstleisters mit unserem sozialen, pflegerischen oder therapeutischem Angebot bedienen?

Vernichtung im gewesenen konkreten Sinne brauchen derzeit nur wenige zu befürchten. Doch ihre Bildnisse und Objekte psychologisch einzuordnen, sie mit psychopathologischen Begrifflichkeiten zu überziehen, sie mit Entwicklungsstufen in Verbindung zu bringen oder uns auch nur an ihrer Direktheit und Unmittelbarkeit zu erfreuen, trägt unverkennbar Spuren persönlicher Distanzierung in sich.

Genau aber um diese zu leistende *Nähe* geht es, auch wenn dadurch sich Fremdheit gerade nicht auflöst. Und genau diese schwierige Nähe ist auszuhalten und auch zu ertragen, zu gestalten und nicht zuletzt zu kultivieren, will ich den anderen in seinem Eigensein weder anpassen noch zum Objekt meines Gut-Meinens reduzieren, sondern ihn als unverfügbar wert schätzen und anerkennen.

Durch künstlerischen Ausdruck sich von persönlichen Erlebnissen wie auch in seiner Fremdheit zu entlasten, das ist das eine, sich als unverwechselbare Persönlichkeit zu spüren und eine *Botschaft von sich* zu senden, das andere.

Kunstwerke geistig behinderter Menschen sind „erzählte Lebensgeschichten“, die sich einen Leser, eine Leserin bzw. einen Hörer und eine Hörerin erhoffen – einen Leser, eine Leserin, die weder aus diagnostischen Gründen noch aus skurriler Lust am Besonderen sich aus dem Alltag, noch mehr aber vielleicht aus dem Erleben einer verwundeten, stigmatisierten oder aber aus einer vielleicht glücklichen, vermeintlich kindlichen Seele *erzählen* lassen.

„Erzählte Lebensgeschichten“ zielt hier nicht im Sinne der Postmoderne auf ein multiples Selbst, das sich durch Erzählen erst die eigene Identität konstruiert. „*Erzählte* Lebensgeschichten“ sind Bemühungen, etwas von dem mitzuteilen, letztlich zu teilen, was man als Mensch im Laufe seines persönlichen Lebens erfahren hat. Der Andere – hier als gemeinter oder zufälliger Adressat – wird auf diese Weise unversehens zum Du, wobei am Ende vielleicht in beiden eine ganz neue Qualität von Leben aufscheint – ein WIR aufbricht.

Herta *Müller* z.B., die hoch gelobte und vielfach ausgezeichnete rumänien-deutsche Schriftstellerin erzählt höchst eindrücklich mit Wörtern aus ihrem schweren und schwierigen Leben; van *Gogh* tut dies vorwiegend mit Farben – z.B. unnachahmlich sein Gelb; E. *Chillida* – jetzt in Schwäbisch Hall (WÜRTH-Museum) mit vielen seiner Werke zu sehen – versucht es mit strengem Braun und Schwarz wie auch über Objekte aus Holz, Eisen und Draht; und der zehn-jährige *David*, aufgrund seiner Tetraspastik zu keinerlei willentlichen Eigenbewegung fähig, erzählt seine Geschichte(n) über die Maßen ergreifend mit schmerzerfüllten und tieftraurigen Augen.
Auch er malt mit seinen großen Augen unvergessliche und kaum entschlüsselbare Bilder. Unsere Antwort ist hilflose Sprache, ist Ergriffensein, ist Nicht-Verstehen. Bestenfalls können wir einen Körperdialog mit ihm versuchen.
Wer zählt die Wörter seiner Geschichte? Wer weiß seine Demütigungen wie all die Wohltaten seiner liebevollen Eltern zu benennen? Und wer kennt die vielen Gedanken, über ihn ausgegossen von all den vielen Gutmeinenden wie auch kritisch Anfragenden? Reichen hier überhaupt noch Worte aus, um all das auszudrücken, was er in seinem bisherigen Leben an Schmerzen erfahren wie auch an Freuden aufgesammelt hat?

Schrieb nicht E. *Chillida*: *Die Kunst ist für den Künstler eine* Frage – *sind am Ende viele aufeinander folgende* Fragen *unsere Antworten?*

Und selbst wenn Kunst am Ende nur eine „Frage“ wäre, so ist sie sicherlich nicht nur „erzähltes“, sondern immer auch ***gestaltetes*** Leben – in welcher Form und mit welchen Mitteln auch immer. David als Künstler gehört auf jeden Fall dazu.

Was aber erzählen uns behinderte Menschen?

Das Erzählen ist stets ein *persönlicher* Akt. Genau genommen kann ich nur *von mir* erzählen, von *meinem* Erleben, *meinen* Erfahrungen, *meinen* Verletzungen und *meinen* Freuden. Doch gibt es sicher auch ein *kollektives* Erzählen von Menschen aus gleichem Milieu, mit gleichen Erfahrungen und ähnlichem Hintergrund. Morgen – am Tag des Holocaust – wird uns solch *kollektives* Erzählen neu begegnen – im Sinne von Max *Frisch*: „Nun singen sie wieder!“ Und auch diese Lieder werden endlos, ohne Ende sein…

Menschen mit Behinderungen erzählen uns immer wieder – parallel zu ihren persönlichen Erfahrungen – ihre kollektive *Betreuungsgeschichte*. Für viele ist diese ein Leben in Fürsorge und Pflege, in Abhängigkeit und Nicht-Geachtet-Sein. Zu ihren glückhaften Erlebnissen gehören – sollten solche in ihrem Leben statt gefunden haben – Besuche der Eltern, manch aufopfernde Zuwendung durch Vater oder Mutter, das liebende Umgebensein von Geschwistern wie auch von interessanten Begebenheiten aus dem Schul-, Arbeits- und Freizeitbereich.

Letztlich erleben wir in behinderten Menschen eine Gruppe von Menschen, deren Leben bislang weitgehend ohne Wurzeln und damit auch ohne positive Geschichte geblieben ist.

Letztlich aber erleben wir in behinderten Menschen eine Gruppe von Menschen, deren Leben bislang weitgehend ohne Wurzeln und damit auch ohne positive Geschichte geblieben ist. Selbst das hier im Rahmen von Diakonie und Caritas erlaubte wie auch praktizierte Klopfen auf die eigene Schulter und der Hinweis, bei uns aber war alles anders, zählt nur zum Teil. Nicht alle Mauern hielten, was sie versprachen, und lange Zeit fiel uns auch nicht viel mehr als eben Pflege, Betreuung und – wenn behinderte Menschen Glück hatten – Beschäftigung ein. Nicht vergessen sei manches Konzept von Pädagogen (z.B. von *Gürtler*) wie auch die unermüdliche Hingabe einzelner Schwestern und Brüder wie auch sonstiger Helfer in der täglichen mühevollen Versorgung und Pflege unter oft äußerlich schwierigen und persönlich ent-sagungsreichen Bedingungen.

Das war aus damaliger Sicht viel und aus heutiger Sicht zu wenig zugleich.

Doch ihr Leben blieb weitgehend ohne jene Werke, mit denen sie sich in der Öffentlichkeit ein Denkmal hätten setzen und aus denen sich dann so etwas wie eine „positive“ Geschichte hätte bilden können.

Kaum ein Bild, kaum eine Plastik, kaum ein Gedicht oder eine Geschichte im literarischen Sinne entstanden bzw. haben überlebt, um Zeugnis von einer Gruppe von Menschen abzulegen, die unter erschwerten Bedingungen ihr Leben lebten. Vergleichen wir sie mit den Sklaven, den ausgebeuteten Arbeitern auf den Baumwollfeldern oder mit anderen entrechteten Menschen im Umfeld der Reichen, fällt uns dieses Defizit besonders auf.

Doch nicht ihnen ist dieser Mangel anzulasten. Behinderte wie auch ansonsten randständige Menschen sind immer ein Spiegel der Art und Weise ihrer Betreuung wie auch der jeweils herrschenden gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Wörter standen behinderten Menschen oft ebenso wenig zur Verfügung wie handwerkliche Fähigkeiten, um sich Instrumente oder Gegenstände des Überlebens zu bauen. Sie drehten keinen Film, gestalteten kein Theaterstück und schrieben keine bissigen Kommentare. Sie waren immer angewiesen auf „Übersetzer“ und nicht nur auf Pfleger oder Assistenten, wie wir heute sagen. Dennoch gab es damals so wie heute Menschen, die mit ihnen sangen, Spiele aufführten oder Theaterstücke in Szene setzten. Es kommt wohl ein Leben lang ganz entscheidend auf das alles tragende WIR an und nicht nur auf Dienstleister, Assistenten oder Begleiter und Betreuer.

Und doch erzählen geistig behinderte Menschen viel von sich. Sie verweisen auf die Vielfalt menschlichen Lebens, rütteln an unserer einseitigen Vorliebe, die Welt wie auch das Leben rational-denkend erfassen und bewältigen zu wollen, beleuchten unsere abhanden gekommene Sinnlichkeit und erschüttern unser

allzu fest gefügtes Normen- und Bewertungssystem.

Zusätzlich zu ihrer Behinderung sahen sich die meisten von ihnen mit einem seltsam *leeren* Leben konfrontiert. Keine durchgängige *schulische Bildung*, keine ihnen dienliche *Förderung*, keine *zuhörenden* Adressaten standen ihnen zur Verfügung; ihre Geschlechtlichkeit wurde bis zur Unkenntnis neutralisiert. Sie waren Gegenstand von Sorge, Objekte des Anstoßes und von Demütigung. Für ihre Selbstdarstellung fanden sie nur selten einen der Öffentlichkeit zugänglichen Ort. Ihr Leben blieb weitgehend ohne Farbe, ohne Linien und ohne Formen, darüber hinaus oft auch ohne Inhalte – sie schienen seltsam „befreit" von Eigeninitiative, Selbstbestimmung und ohne Teilnahme an Kultur. Und so ließen sie auch kaum irgendwelche erinnerbare Spuren zurück, aus denen sich jene Wurzeln für eine „positive" Geschichte hätten bilden können.

Die Geschichte von Menschen mit einer geistigen Behinderung wird es nur als WIR-Geschichte geben.

Wen wundert es noch, wenn sie bis heute im Bewusstsein der Öffentlichkeit kaum vorkommen und wir uns ihrer letztlich fast nur im Kontext ihrer Vernichtung erinnern, nicht aber im Kontext einer kollektiven wie auch persönlichen Schöpfungs-, Schaffens- und Lebensgeschichte?

Mühsam, aber doch offensichtlich und hoffentlich nicht vergeblich scheint sich wiederum eine neue Seite im Lebensbuch behinderter Menschen aufzuschlagen.

Geistig behinderte Menschen sind eine weitgehend geschichtslose und damit eine gesichtslose Gruppe geblieben, vor der man immer noch zurück scheut. Man sieht den durch sie verbreiteten Schrecken und nimmt sie lediglich als Bedrohung der eigenen Integrität wahr, nicht aber ihre unnachahmlichen Gemütskräfte und Gestaltungsfähigkeiten, von denen u.a. die Ausstellung höchst eindrucksvoll erzählt. Insofern leisten solche Ausstellungen wie diese in einem hervorragenden Sinn wichtige Öffentlichkeitsarbeit, wie auch jeder einzelne Helfer und Mit-Gestalter, lässt er sich auf solche Gestaltungsprozesse ein, an der Geschichte und an dem Gesicht behinderter Menschen auf die Zukunft hin gesehen mit wirkt und zu jenen zu fordernden Veränderungen beiträgt.

Gott sei Dank gab und gibt es darüber hinaus – meist in aller Stille vollzogen – auch großartige Beispiele von Pflege-, Betreuungs- und Seelsorgearbeit. Manche sind in Form theologischer oder pädagogischer Entwürfe bzw. Werke dokumentiert, andere wieder in Briefen oder Predigten nachzulesen – so z.B. die unvergessene Predigt des Kardinal von *Gahlen* in Münster gegen die Euthanasievorhaben im 3. Reich.
Dies alles sind unvergessliche Zeugnisse *für* Menschen mit einer geistigen Behinderung, aber es sind keine direkten Bezeugungen von ihnen selbst.

Dennoch – ihre Geschichte bleibt als schwer lastende Schuld, an dem auch die letzten Entwicklungen unserer Tage wie z.B. das QuM-System, die Selbstbestimmungsdebatte oder das im Zusammenhang mit der Gen-Diskussion immer wieder ausgesprochene Pro für ein behindertes Kind – als ein letztlich von Gott her gesehen willkommenes und vollkommenes Kind – nur wenig Grund-legendes verändern, wohl aber eine Türe in eine menschlicher Zukunft aufzustoßen im Stande sind. Nie jedoch wird es über die persönliche Distanzierung gelingen, sondern wohl immer nur durch ein Zusammen.

Die Geschichte von Menschen mit einer geistigen Behinderung wird es nur als WIR-Geschichte geben. Was wir auch tun und wie wir uns auch verhalten, wir können uns daraus nicht befreien. Lediglich unserer Entscheidung obliegt es, ob wir hier eine Last oder eine Aufgabe oder auch ein Geschenk konstatieren. Das sich dann letztlich Ereignende ergibt sich erst am Ende des gemeinsamen Wegs, dann wenn wir den „gesuchten Dialog" (*Fischer* 1998) ein Stück weit auch gegangen sind.

Die hier notwendigen **Veränderungen** müssen viel *elementarer* geschehen – und sie beginnen sicherlich nicht in erster Linie bei jenen Menschen, die wir zum Kreis der sog. Behinderten zählen. Sie müssen *bei uns* selbst ihren Anfang nehmen. Und wenn wir uns heute mit Kunst und künstlerischer bzw. kreativer Gestaltung im Kontext einer geistigen Behinderung befassen,

dann fügen wir einen nicht unwesentlichen Schritt bzgl. dieser Veränderungen hinzu.

Ich sehe die *Notwendigkeit wie auch die Möglichkeit der Veränderung* im Kontext von Kunst in einem mehrfachen Sinne:
(1) Zum einen wird es immer wieder und erneut um ein fundamentales Begegnen mit **Farbe**, **Formen** und **Material**, konkret mit Holz, mit Metall und Werkstoffen im weitesten Sinne gehen; (2) zum anderen aber kommt es auch auf eine fortwährende Erziehung, Bildung und Begleitung an, die auf **Inhalte** zielen und nicht nur Verbesserung einer voraus fest gestellten defizitären Ausgangslage im Auge haben; und schließlich (3) werden wir auch über die Begegnung mit **Kunst** insgesamt nicht nur im Hinblick auf (geistig) behinderte Menschen neu nachdenken müssen.

Wir selbst sollten z.B. die Farben wieder als unverzichtbar für unser Leben und Erleben entdecken (P. *Neruda* fragte einmal: Wer hat eigentlich gejubelt, als die Farbe Blau auf die Welt kam?), begeistert vom Ertasten von Holz und Metall sein, fasziniert von der Eleganz einer Linie und beeindruckt von Formen wie dem Kreis, dem Quadrat oder dem Rechteck als unverzichtbares Ordnungs- und Strukturmoment unserer Wahrnehmung wie auch unserer Gestaltung, und wir selbst müssen Kunst in all ihrer Vielfalt wieder als unverzichtbares Nahrungsmittel für unsere Seele erkennen, wert schätzen und auch gebrauchen.

Wertschätzung beginnt mit kleinsten Momenten, die einen Wert transportieren. Wir können ihn erspüren und uns auch in ihn versenken. Wertbesetzt kann alles sein, voraus gesetzt, es wird geliebt.

Und wenn sich in uns jenes Feuer neu entzündet, werden wir nicht anders können, als dieses zu teilen und Menschen dazu einzuladen und zu dieser Feuerstelle bitten, die ansonsten eher die dürren Wege einer Therapie kennen, sich im Gestrüpp des Alltags durch Training mühsam zurecht finden müssen und deren Sprache technisch bleibt, machten wir sie nur mit standardisierten nonverbalen Kommunikationsformen oder gar nur mit elektronischen Kommunikationswegen – z.B. mit Talkern oder mit dem PC und Internet bekannt.
Leider gibt es kein Menschenrecht auf Farben, Formen und auf Qualität von Material; aber genau hier beginnt ja jene so gern zitierte Würde des Menschen, die unantastbar sei, und das Bild vom Menschen, mit dem wir uns konkret dem Menschen nähern. Einheitsgrau macht Menschen notgedrungen grau und ein Leben ausschließlich mit Billigangeboten macht Menschenleben letztlich „billig“.
Wertschätzung beginnt mit kleinsten Momenten, die einen Wert transportieren. Wir können ihn erspüren und uns auch in ihn versenken. Auf das Innewohnen kommt es letztlich an. Lebendige Dinge unterscheiden sich hier nur bedingt von unlebendigen, die Katze nicht immer hinreichend vom Stein oder vom Glas. Wertbesetzt kann alles sein, voraus gesetzt, es wird geliebt.

Kunst vor allem behinderter Menschen benötigt den öffentlichen Raum

Dieser ist wiederum in einem doppelten Sinne zu sehen. Auf der einen Seite geht es überhaupt um ein Gegenüber – vertreten durch den Anderen, der die Botschaften ebenso aufnimmt und auffängt wie auch damit umzugehen bereit und fähig ist; auf der anderen Seite müssen wir immer wieder nach ganz konkreten Räumen suchen, wo wir Bildnisse und Objekte aus dem Schaffensbereich von Menschen mit einer geistigen Behinderung der Öffentlichkeit präsentieren – ohne jeglichen Mitleidsbonus und auch nicht unter der Diktion „sozial“.
Doch vor diesem „öffentlichen Raum“ sind wir als der persönliche, der private Partner gefragt. Auf jeden Fall – *wir* sind die bzw. *werden* zu Adressaten! *Wir* stellen jenen primären Raum dar, wir werden in den Blick genommen, *uns* berühren Farben und Formen, *uns* erfassen Objekte und *wir* sind in einer ganz besonderen Weise gegenwärtig, uns gegenwärtig – jetzt, im Augenblick.
Und selbst wenn wir nicht absichtlich gemeint sein sollten, so werden wir in jenem Augenblick, wo wir etwas ansehen, in die Hand nehmen und spüren, etwas betasten oder auch hören, in einem nur schwer beschreibbaren Sinne zum Adressaten. Der Philosoph E. *Levinas* formulierte einmal: Das Gesicht spricht, bevor es spricht – d.h. bevor wir etwas bewusst hören oder bewusst anschauen oder bewusst in

die Hand nehmen, sind wir schon angeschaut, angesprochen, in die Hand genommen worden, letztlich erkannt.
Wir werden zu *An*-gesprochenen, zu *Auf*-gerufenen und zu *Be*-auftragten – Kunst geistig behinderter Menschen – in einem ganz wörtlichen wie auch in einem übertragenen Sinne – geht mich, geht uns an!
Die Verkehrung dieses Vorgangs ist uns eher vertraut. Wir sagen dann: Das Bild sagt mir nichts! Oder aktiver: In diesem Bild kann ich keinen Sinn entdecken, oder aber ich stelle z.B. Monotonie oder Primitivität fest.
Indem wir etwas anschauen oder etwas hören, schwingt bei uns die Erwartung mit, hier einer *Botschaft* zu begegnen, von einer Aussage vielleicht sogar berührt oder noch stärker: ergriffen zu werden. Doch gerne würden wir dieses Ereignis in der Hand behalten, es steuern und einer möglichen Überraschung zuvor kommen. So veranlassen uns z.B. Erlebnisse in der Vergangenheit zu erneutem Konzert- oder Theaterbesuche – z.B. die Matthäus-Passion oder die Gruppe PUR nochmals zu erleben oder aber wir tauchen in eine Ausstellung nach reichlicher Vorinformation ein wie ich neulich in Schwäbisch Hall mit Werken des spanischen Künstlers E. *Chillida*. Neuen Herausforderungen dagegen sind wir meist abwartend und neuer Musik oder auch modernen Künstlern vielleicht sogar abwehrend und ablehnend gegenüber.
Befürchtend, uns könnte eine Botschaft überfallen, entwickeln wir bestimmte Abwehrmechanismen. Sie beginnen bereits beim Gang durch einen Bazar, um den unzählig verlockenden Angebote möglichst zu widerstehen, und sie enden vielleicht beim Besuch eines Gottesdienstes, wenn wir uns bestimmten missionarischen Impulsen entziehen.
Für die *Betrachtung von Kunst* haben wir uns zusätzlich ein System angeeig-net, um eben mit einer gewissen *Distanz* Bildnissen, Objekten wie auch Graphiken gegenüber zu treten. Wir bemühen unsern Kunstverstand, besitzen ein Kategoriensystem, können diverse Techniken unterscheiden und bewegen uns überhaupt im weiten Feld der „Kunst“ vom gewöhnlichen Alltag deutlich unterschieden.
In jenem Augenblick bereits, wo wir uns auf Kunst als KUNST zurück ziehen, nehmen wir eine Distanzierung vor, treten aus einer gewissen Unmittelbarkeit heraus und sind nicht mehr jenem nahe, der uns hier als Maler, als Bildhauer oder als Zeichner samt dessen Botschaft entgegen tritt.
Unsere Wahrnehmung wird vom Kopf gesteuert. Wir schätzen, wägen oder beurteilen die „Milch des Zurückgekommenen“, begegnen aber nicht mehr dem „Zurückgekommen“ selbst, wie dies W. *Biermann* so eindrucksvoll beschreibt.
Damit haben wir noch nicht erörtert, inwieweit Menschen mit einer geistigen Behinderung tatsächlich Kunst schaffen. Hier stehen wohl – wie so oft – mindestens *zwei* Lehrmeinungen diametral als Widerspruch gegenüber.
Von *Beuys* ist der Satz überliefert, jeder Mensch sei ein Künstler, während der Hamburger Kunstpädagoge Prof. *Otto* als Kriterium für Kunst jene Verdichtung nennt, die vorhanden sein bzw. durch absichtsvolle Gestaltung auf den Weg zu bringen ist, um anschließend das Produkt auch als wirkliche Kunst auszumachen.

Es gibt auch noch einen *dritten* Weg, nämlich für vorhandene Kunst-„Werke“ Kategorien zu bilden, um diese anschließend einzuordnen – so z.B. als Naive Malerei, Bauernmalerei, Dadaismus, Impressionismus oder als sog. „Rohe Kunst“ (Lebenshilfe e.V. Marburg). Hier wird ein Phänomen – nämlich das der Kunst ausgeweitet, um den Adressaten in seinem Schaffen quasi ein Zuhause zu geben. Ich will das nicht streitig machen; meine Fachkenntnisse als Nicht-Kunstpädagoge und Sonderpädagoge reichen nicht aus, um hier fach-und sachgerechte Urteile zu sprechen. Auch will ich keinem sein Haus nehmen, in das er vielleicht gerade mühevoll eingezogen ist bzw. das man ihm geöffnet hat – und dennoch geht es mir darum, dass am Ende einer solchen Prozedur nicht der „*Produzent*“ jener Werke doch „die Rechnung bezahlt“, dann zum Beispiel, wenn zwar seine Werke beliebt oder gefragt sein mögen, er aber als Künstler oder Produzent eben nicht. Objekten und Bildnissen von Menschen mit einer geistigen Behinderung begegnen wir nur in dem Maße aufrichtig und ernst, wie wir sie auch als Schaffende wahr und ernst nehmen.

Vielleicht kommt es letztlich auf eine solche Unterscheidung gar nicht an. Nicht erst das Prädikat KUNST verleiht Würde, sondern dass hier Menschen von sich und ihrem Leben erzählen, ihr Erzählen mit Mitteln der Farbe, dem Stift oder Material zu gestalten wissen und zum Teilen wie zur Begegnung einladen – und uns

als *Adressaten* suchen. Zusätzlich sind wir für sie der eingangs vermisste „öffentliche Raum“.

Was aber heißt das?

In erster Linie geht es wohl darum, den **Menschen** – und nicht nur sein Produkt – *wahr zu nehmen*, der sich mit einem Bildnis bei uns vorstellt. Dies mag für alle Künstler gelten – doch bei jenen, die sowieso zur kunstschaffenden Zunft gehören, verfolgen wir bestenfalls ein spezielles Interesse – z.B. was E. *Chillida* wohl bewogen hat, seine Kunstwerke fast alle nur in Schwarz oder Dunkelbraun zu halten, also auf Farbe weitgehend zu verzichten, oder was eine Marlene *Dietrich* samt ihren Lieder, die derzeit ihren 100. Geburtstag feiert, über ihren Tod hinaus so anziehend macht?
Bei Menschen mit einer geistigen oder auch einer psychischen Behinderung jedoch besteht die Aufgabe unserer Wahrnehmung doch wohl darin – über mögliche Aspekte einer psychopathologischen oder auch künstlerischen Fragestellung hinweg -, sich wirklich der individuellen *Biografie* des Einzelnen und damit seiner Lern- und Lebensgeschichte anzunähern.
Wenn wir uns an manchen Bildnissen und Objekten geistig behinderter Menschen erfreuen, ihre ursprüngliche Formensprache oder die unvermittelte, ja unverstellte Farbgebung bewundern und sie in die Nähe der Naiven oder auch der Rohen Malerei rücken, lässt das gleichzeitig auch *viel von uns* erkennen.
Einerseits werden wir nicht selten mit Defiziten aus unserer Erziehungs-, Bildungs- und Pflegearbeit konfrontiert, andererseits wecken aber auch manche Bildnisse in uns eine heimliche Sehnsucht nach jener uns nicht mehr verfügbaren Naivität und Ganzheitlichkeit, nach einer vielleicht verloren gegangenen Direktheit und Eindeutigkeit.
Unsere *Aufmerksamkeit und Fürsorge* darf nicht nur dem Kunst*schaffen* selbst gelten, sondern all dem, was diesem voraus geht – z.B. ein *reiches Spektrum an Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeit* anzubieten, weiterhin Fähigkeiten und Fertigkeiten auszubilden und einzuüben, die erst einen erfolgreichen wie auch befriedigenden Umgang mit *Pinsel* und *Farbe*, mit Werkzeug und Material erlauben; schließlich benötigen wir zum Gestalten *Ideen*, Verdichtungen quasi, die sich aus dem individuellen Erleben ergeben; Voraussetzung hierfür ist der wache Begleiter, der Anreger und Förderer, solche, die selbst in ihrem persönlichen Erleben wahr zu nehmen gelernt haben, wie auch sich durch das eigene Erleben befragen, vielleicht sogar in Frage stellen haben lassen.
Wir lernen nicht nur die Schönheit der Dinge und den Wert von Dingen oft erst über bzw. durch andere, konkret von jenen, die selbst von der Schönheit nicht nur berührt sind und sich von ihren Wert haben anstecken, ja begeistern und mitreißen lassen, sondern auch das Erleben und Erleiden als seelischen Vorgang selbst als Kostbarkeit für sich und ihr Leben erkennen und bestaunen.
Für mich ist hier die Großmutter mit ihrem Enkelchen ein eindrucksvolles wie auch symbolträchtiges Bild, wenn z.B. beide zusammen durch den Garten oder über eine Wiese gehen. Sie macht dem Kind das Riechen vor, unterstützt es mit einem kräftigen „Hatschi“ und ermöglicht so, dass das so „belehrte“ Kind am Ende den Blumen nicht mehr die Blütenköpfe abreißt, sondern Blüten samt deren spezifischen Duftwert schätzen lernt und vielleicht später sogar zu einem Blumenstrauß bindet.

Künstlerisches Tun ist immer kreatives Tun.

Wir alle sind auf solche Vorgaben und Hinweise dringend angewiesen. Wir müssen auf Begeisterte treffen, um am Ende selbst begeistert zu sein. Es ist nicht nur die Ermöglichung, sondern die *Eröffnung* das hier zentrale Moment. Sie weist uns den Weg zu jenen Dingen, die uns bislang vielleicht fremd und unbedeutend sind. Dass Farben und Formen, Räume und Flächen ihre ganz eigene Sprache haben und über die auch unverwechselbare Botschaften an uns senden, steht auf einem nächsten, ebenso wichtigen Blatt.
Aber auch hier bedürfen wir manchmal jenes „Hab acht!“ – oder als Beispiel:
Hörst Du die Katze schnurren? Oder den Wind rauschen? Die Bäume ächzen?
Und siehst Du die Sterne leuchten? Und spürst Du die Sonne strahlen? Und das Rot uns wärmen, das Grün beruhigen, das Blau kühlen?

Kunst und ihr „Nutzen“ für die Künstler wie für die Betrachter

Künstlerisches Tun ist immer *kreatives* Tun. Damit trägt dieses zum Erleben von Selbstbestimmung und zur Stärkung des Selbstwertgefühls bei – denn das, was ich mache bzw. herstelle, ist nach meinem Dafürhalten und meiner Einschätzung jeweils „richtig“. Solche „stimmigen“ und letztlich autonomen Erfahrungen sind wichtig, um sich in anderen Feldern des Lebens und des Miteinanders, die weniger subjektiv bestimmt sind, auch zu öffnen und noch weiter als bisher zu behaupten.
Außerdem bedeutet eigene Ideen zu entwickeln und Möglichkeiten zu finden, sie konkret werden zu lassen, weniger solch schlimme „leere Zeiten“ erleben zu müssen. Sie haben nicht mit kreativer Langeweile zu tun, sondern vielmehr mit Ausgeschlossensein und dem schmerzhaften Nicht-dazu-Gehören.
Ein Werk oder auch ein Produkt nach Gesetzmäßigkeiten zu bewerkstelligen, bereitet bei aller Mühe fast immer Freude. Es beflügelt die gesamte Person, wenn man sich von verinnerlichten Normen wie auch Fremdansprüchen be-freien kann. Fast immer vollzieht sich der Mal-, Werk- oder Schaffensprozess so, dass nicht erst das Produkt am Ende mehr oder weniger den erhofften, beabsichtigten oder zugesprochenen Erfolg dokumentiert – nein, jeder Schritt ist aufregend und jeder Pinselstrich spannend. Selten hat man es in der Hand, ihn so zu setzen, wie man es wollte. Oft überrascht er uns dank seiner Eigengesetzlichkeit – was dabei dem Pinsel und was dem Maler als „Leistung“ zuzusprechen ist, bleibt offen und letztlich fast ein Geheimnis.
Da sich Kreativität und noch weniger ein Kunstwerk in unmittelbarer Abhängigkeit vom IQ vollzieht, sondern in ganz anderen Talenten wurzelt und oft nicht genau beschreibbare neue Begabungen zu Tage fördert, bietet künstlerischem wie auch kreativem Tun eine weite Palette unendlich vieler Möglichkeiten, sein eignes Tun wie auch sein persönliches Erleben zu bereichern.
Nicht umsonst spricht man in der humanistischen Psychologie im Zusammenhang mit kreativen Akten von sog. „Selbstverdopplung“ (Erich *Fromm*) – für mich ein schönes aussagekräftiges Bild.
Und selbst noch bei Gruppen-Aufgaben kann man *seinen* Beitrag beisteuern und gleichzeitig durch die anderen TeilnehmerInnen persönliche Aufwertung wie auch sachbezogene bzw. ideenmäßige Ergänzung erfahren.
Nicht immer wird man dabei jeglicher Überraschung entgehen. Der persönlich erlebten Befremdung bzgl. dem eigenen Tun steht nicht selten die Bereicherung durch sich selbst spannungsvoll gegenüber.
Es gilt wohl insgesamt zu lernen, dass die Dinge oder Situationen selten so sind, wie sie sind, sondern so, wie wir sie sehen (J. *Anouilh*) – und sie dann auch zu verändern, zusammenzufügen, neu zu arrangieren oder auch zu gestalten.

Für Menschen mit einer geistigen Behinderung entsteht hierbei insofern eine Wohltat – selbst wenn sie diese auf den ersten Blick vielleicht nicht als solche empfinden, als sie sich durch kreatives Tun in die Lage bringen, die ihnen eigene Konkretheit wie auch die durch viele lebenspraktische Übungen und Aufgaben erzwungene Eindeutigkeit zu durchbrechen. Ihr Leben wird nuancenreicher und gewinnt an Differenzierungen. Mit der Zeit tritt der an sich so sympathischen *Ein*deutigkeit eine neue Qualität, die der *Mehr*deutigkeit gegenüber. Es ziehen *neue Welten* in einen Menschen ein – sodass am Ende eben der Apfel nicht nur rot oder orange sein muss, sondern beides gleichzeitig sein kann oder aber er sich auch in einem grüngelben Kleid ganz gut gefällt.
Ein neuer Ton macht sich im Leben breit, das Leben gewinnt andere Farben, findet zu neuem Profil und überrascht mit neuer Kontur.
Wir sprechen heute von einer Non-stop-Gesellschaft, die uns kaum mehr eine Pause gönnt. Kunst bzw. künstlerisches Schaffen unterbricht diese und bringt eine Zäsur in den Lebensvollzug – konkret eine Zäsur in die permanente Therapie, in die ebenso immer währende Förderung, in die Fremdbestimmung und auch neue Inhalte bzgl. der vorhin angesprochenen „leeren Zeiten“. Kunst ist in diesem Sinne eine fulminante *Einladung*, sich auf neues *Erleben* einzulassen – auf neue Farben und Formen, auf neue Linien und neue Oberflächen, auf neue Verbindungen oder Kombinationen, auf neue Ein- und auf neue Ausblicke.

Kunst von anderen – ein Gewinn für einen selbst

Die uns allen bekannte „Kunst am Bau“ erreicht selten mehr als den Status einer Zutat, bewegt aber grundsätzlich weder den Bau noch die Menschen, die hier lernen, arbeiten oder leben. Dennoch gibt es überzeugende Beispiele, wo dies anders ist. Das kann sich in einem Krankenhaus, in einer Reha-Einrichtung oder gar in Räumen des Gefängnisses ereignen, wo ausgewählte Bilder die dort jeweils lebenden Menschen ansprechen und berühren, sie von jener oft bedrückenden Eindeutigkeit ihrer Krankheit, ihrer Behinderung oder ihres Leidens weg führen und ihren Blick, ihr Sinnen und Trachten auf andere Dimensionen zu locken sich bemühen.

Weitaus überzeugender, wenn auch seltener allerdings sind *Projekte*, wo sich das Kunstwerk selbst so mit dem Bau „vermischt“ – wie dies z.B. im Seniorenhof Bechhofen der Fall ist, sodass auf diese Weise ein kaum mehr zu übertreffendes *Gesamtkunstwerk* entsteht, oder wo so markant *eine* Farbe gesetzt wird, dass man weder Figuren noch weitere bildliche Darstellungen benötigt und man sich allein von dieser Farbe zum Innehalten angeregt fühlt – wie dies z.B. beim Wohnpflegeheim der „Helfenden Händen“ in München immer wieder geschieht.

Hier hat der künstlerisch sehr einfühlsame Architekt, Hr. *Kurz*, im Eingangsbereich an einer Seite der angebauten Garage ein so *ungewöhnliches*, fast süchtig machendes Blau anbringen lassen, dass es dem Besucher schier den Atem nimmt und ihm gleichzeitig aber auch neue Frische und wieder Luft zum Atmen schenkt.

Wir Menschen müssten unsere Seele immer wieder „fein stimmen“ – die Seele behutsam streicheln, schlichtweg gut zu uns sein ...

... oft können wir selbst dieses „feine Stimmen“ gar nicht „bewerkstelligen“. Wir sind darauf angewiesen, dass uns etwas stimmt, uns etwas streichelt, bei uns anklopft und um Eingang in unsere Seele bittet, einzieht, ja ein-fällt.

Gerade das letzte Beispiel zeigt: Es geht nicht nur um neue *Inhalte* oder gar um neue Botschaften, die man ja oft so gerne via Kunst an den Adressaten – gleich eines SMS – übermitteln möchte, sondern um dieses schwer nur zu beschreibende Innehalten, dem Atemholen und dem Erleben von neuem Freisein. Man wird aus jener Enge heraus geholt, die eine Krankheit, ein Reha-Verlauf oder auch eine Behinderung mit sich bringt und in eine Weite gesetzt mit neuen Möglichkeiten und neuen Herausforderungen.

Die *psychologischen Hintergründe vom Erleben* solcher Impulse aus jenem künstlerischem Ambiente sind gar nicht so einfach zu erhellen. Immer wieder begegnen wir Menschen, die sich weder von einem solchen Gesamt-Kunstwerk wie in Bechhofen noch von der Farbe Blau bei den „Helfenden Händen“ angesprochen zeigen, sondern vorbei stiefeln, ihren eigenen Trott weiter leben oder auch ihre Plastikblumen vor die Türe stellen, sich keinem größeren bzw. weiteren Rahmen überlassen oder sich in einen solchen auch nicht (hinein) bewegen mögen.

Selbst jenes *Erleben* hat mit Bildung zu tun. Bildung meint hier nicht, den einen Inhalt gegen einen anderen, einen vermeintlich höherwertigen auszutauschen; es geht wohl vielmehr darum, in der *Mehr*deutigkeit wie auch in der *Anders*artigkeit einen Reichtum zu erahnen, die eigenen Grenzen für überwindbar anzusehen, neue Ideen in sich wach rufen zu lassen und sich gegenüber neuen Welten wie auch anderen Dimensionen von Wirklichkeit zu öffnen. Wir leben wohl alle davon, dass sich unser begrenztes Sehen, Fühlen und Denken in neue Dimensionen hinaus wagt, wir andere Farben in unsere Seele aufnehmen und unser gesamtes Sein immer wieder von neuen Schwingungen durchpulst wie auch von diesen ergriffen wird.

Manchmal vollzieht sich dabei Heilendes, manchmal ereignen sich aber auch „nur“ geschenkte Augenblicke der Selbstvergessenheit (H.G. *Gadamer*), manchmal allerdings erblühen in uns auch neue Bilder für unser Leben.

Von jener Malerei des Seniorenhofes Bechhofen kann man sich z.B. neue Perspektiven für das eigene Leben ausleihen, sein Leben selbst als einen Baum sehen, der in seinem Wachsen dem

Himmel entgegen strebt; oder aber wir suchen für unser Leben Begegnungen wie jene mit der Farbe Blau, um einem Klang nahe zu sein, den es bislang so in unserer Existenz nicht gibt; oder aber wir suchen so alt ehrwürdige Plätze wie das Rusamgärtchen hinter dem Dom in Würzburg auf, das den langen Atem der Jahrhunderte zu uns trägt und uns mit einer anderen Zeitperspektive konfrontiert, als unser hektisches Leben derzeit vorgibt.
Wenn manche Menschen dafür unempfindlich geblieben sind, dann kann das an ihrem Werdegang liegen, und wenn sie im Laufe des Lebens ihre Sensibilität und Empfänglichkeit dafür verloren haben, dann lassen sich unschwer verhärtende oder verletzende Ereignisse ausmachen. Harte Schalen diesbzgl. sind selten leicht aufzubrechen. Wir können wohl kaum mehr als behutsam anklopfen. Nicht die Heftigkeit erbringt Erfolg, eher die unaufdringliche, aber gleichzeitig nicht mutlos werdende, sich erschöpfende, sondern die liebende Wiederholung.
R. *Guardini* sagte einmal, wir Menschen müssten unsere Seele immer wieder „fein stimmen“, vielleicht würden wir heute sagen: die Seele behutsam streicheln, schlichtweg gut zu uns sein und nicht nur die Härte der Wirklichkeit mit all seinen Fakten als den einzigen tonangebenden Maßstab in unserem Leben zulassen, anerkennen und mit ihm leben.
Allerdings gilt es schon zu bedenken, dass wir dieses „feine Stimmen“ letztlich selbst gar nicht „bewerkstelligen“ können. Wir sind darauf angewiesen, dass uns etwas stimmt, uns etwas streichelt, bei uns anklopft und um Eingang in unsere Seele bittet, einzieht, ja einfällt – wir können nur offen und bereit dafür sein; denn ist der Mensch „müßig, begreift ihn die Sache“ (A. *Silesius*).
Vielleicht muss dieses „feine Stimmen“ anfangs ganz körperlich geschehen, damit es in die eigene Seele bzw. in die des jeweils anderen eindringen kann.
Ich denke hierbei an Andrea, ein sehr schwer behindertes 11-jähriges Mädchen, nach herkömmlichen Vorstellungen hässlich – dazu steckt sie beide Hände tief in den Mund, beißt bis zur Verformung der Gelenke und Veränderung der Haut stundenlang an ihnen stereotyp herum und nässt sich wie auch ihre Kleider in kürzester Zeit mit ihrem endlos fließendem Speichel ein. Ein typischer Geruch umgibt sie – fast täglich wechseln sich ihre Bezugspersonen ab. Selbst die Eltern fassten sie mit „Glacehandschuhen“ an; erst die Pflegemutter gibt sich bewundernswert viel Mühe mit ihr.
Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieses Mädchen schon je einmal wirklich Wärme und Geliebt-Werden ganz-körperlich erfahren hat. Wie soll jetzt Musik oder Duft oder ein Märchen ihre Seele erreichen, sie „fein stimmen“?
Und dennoch rechne ich mir auch für dieses Mädchen in der Begegnung mit Kunst im weitesten Sinne Chancen des Berührt-Werdens aus – z.B. mit ihr zusammen in regelmäßigen Abständen im Seifenschaum zu plantschen, anschließend die Hände mit köstlich duftendem Öl lange einzureiben, ihr schöne Melodien ins Ohr zu summen, ihr grobes widerborstiges Haar liebevoll zu bürsten, das Gesicht, wenn sie es erlaubt und schon verträgt, ebenfalls zärtlich zu massieren, vielleicht auch ein wunderschönes, einfarbiges Seidentuch um sie zu legen – und, ich denke, nein, ich bin mir sicher, sie blühte auf.

Um Missverständnissen vorzubeugen: nicht Basale Stimulation ist hier beschrieben, sondern personale Begegnung mit den Mitteln der Kunst!
Ich bin überzeugt, auch dieses mitmenschliche Tun, dieses gemeinsame Hineintauchen in eine andere Wirklichkeit hat mit *Kunst* zu tun – Kunst *am* Körper und Kunst *mit* dem Körper und Kunst als interaktiver sensitiver Prozess. Kunst leistet auf diese Weise ein fast widersprüchlich zu empfindendes Moment – auf der einen Seite „verbessert“ sie das Befinden, macht weiter, weicher, lebendiger, führt über sich hinaus, auf der anderen Seite bietet sie Ordnung, Orientierung und Gefasstheit, wenn auch vielleicht auf Grund anderer Inhalte und nach anderen Vorstellungen als gewohnt.

Insofern höre ich gerne auf Hans-Georg *Gadamer*, den Nestor deutscher Philosophie, inzwischen 102-jährig in Heidelberg noch immer lehrend, wenn er sagt, neben dem „richtigen“ Denken müsste das „schöne“ Denken – die Ästhetik – ganz neu wieder seinen Platz zugewiesen bekommen. Nicht das Design ist gefragt, sondern eben das Schöne – konkret die Kunst, auch wenn sie manchmal eher zerbricht und zerstört, als dass sie aufbaut, fein stimmt oder bestärkt.
Das Schöne als ein Qualitätsmerkmal von Kunst konkretisiert sich nicht immer im Bild, sondern in oft viel pragmatischeren und einfacheren

Dingen – konkret als Blumenstrauß, als bunt gedeckter Frühlingstisch, als wohlig duftendes Schaumbad für die Hände wie auch für die Seele, als Geschenk für den Freund oder als Wohltat für einen selbst.
Immer geht es wohl darum, das Schöne als etwas *Neues* zu erleben wie auch zu schaffen, was voraus so noch nicht in unserer Seele war bzw. was es vorher so nicht gab. Dieses Erleben hebt einen auf eine neue Stufe, von der es letztlich kein Zurück mehr gibt, sondern man wirklich den Schritt nach vorne wagt, wie auch dessen Tiefe spürt. Und die den Farben wie auch den Formen, den Stoffen wie auch dem Materialien innewohnende Energie samt ihrer Polarität geht auf uns Menschen über, ruft uns heraus und entzündet in uns neue Lebensgeister.

Das Leben – ein Kunstwerk?

Nicht immer ist es uns als Menschen vergönnt, Kunst im herkömmlichen Sinne zu schaffen bzw. auf den Weg zu bringen. Viele Bilder in uns bleiben ungemalt und viele Plastiken ungeformt, viele Gedanken unverwirklicht, viele Sehnsüchte ungestillt und viele Farben wie auch Formen nicht genossen.
Das eigene ganz konkrete Leben allerdings verschwindet nie – es ist uns minütlich gegenwärtig und als Herausforderung stets präsent.
Das eigene Leben als Kunstwerk ist für uns bereits in der Einmaligkeit unserer Person Grund gelegt. Dies verpflichtet uns jedoch nicht, alles so zu belassen, wie es sich darstellt – das Gegenteil ist der Fall. I. *Kant* meinte, sicherlich auf anderem Hintergrund, der Mensch werde erst Mensch durch Erziehung; für uns heißt das, wir sind aufgerufen, das zu werden, was wir sein sollen (und nicht nur wollen). Die Begegnung mit Kunst und die Beauftragung zum Kreativ-Sein sind unverzichtbare Hilfen hierfür. Das motiviert uns zum Überdenken unserer Sichtweise von wie auch unsres Umgangs mit behinderten Menschen.
Selbst moderne Konzepte des Empowerments, der Selbstbestimmung, der Integration oder des Community-care bedürfen ständig der kritischen Reflexion, um nicht in gekonnter Oberflächlichkeit die ihnen innewohenden positiven Impulse gänzlich zu verlieren. Die Wiedergewinnung jener Tiefendimension bei all der sich inzwischen ereignenden Virtuosität von Globalisierung, Technisierung und Dokumentierung ist mehr als ein Schlagwort, dem wir heute bei unseren Überlegungen zu „Kunst und Behinderung“ näher kommen wollten.
Wenn wir vom eigenen Leben als ein „Kunst-Werk“ überzeugt sind, dann hat das Konsequenzen in vielfacher Hinsicht. Immer geht es um die eigene Anstrengung, selbst einen persönlichen Lebensstil zu entwickeln und gleichzeitig sich als Ich einzubringen wie auch ein Du sein zu wollen.
Voraussetzung dafür ist, hinreichend Gelegenheit für vielfältiges Erleben wie auch genügend Raum für ein Sich-Ausdrücken zu haben, hinreichend Möglichkeiten zu Begegnungen wie auch für Kommunikation vorzufinden und hinreichend Kontakte mit der konkreten Wirklichkeit zu pflegen und nicht nur auf ein Erleben von Welt aus zweiter, vielleicht sogar aus virtueller Hand angewiesen zu sein.
Dieses unaufhörliche Bemühen um die eigene Farbe, um eine eigene Kontur, um eine neue Weite und um mehr Freiheit, um seine persönliche Geschichte wie um ein Thema seines Lebens – das alles sind Erträge und letztlich Bausteine für einen erweiterten wie auch erfahrbaren Sinn, ohne den es zu leben schwer wird – vor allem dann, wenn die Bedingungen hierfür

ÖVP

Anzeige

wie bei den meisten behinderten, gebrechlichen oder kranken Menschen nicht auf der Sonnenseite liegen.
Ein solches Leben – konkret ein „Leben mit Kunst“ wie auch ein Leben als „Kunst-Werk“ gewinnt an Vielgestaltigkeit – überhaupt an Gestalt, lädt ein zu Begegnungen mit anderen und möchte von dem mitteilen und teilen, was es selbst als Herausforderung wie auch als Geschenk empfangen und erkannt hat.

Die hier vorgetragenen Überlegungen wollen nicht viel mehr als Anregungen sein, sich erneut mit Haut und Haaren auf Kunst und damit auf Farben und Formen einzulassen, der Sinnlichkeit im Alltag wieder mehr Raum zu geben, Lebenslust und Lebensleid als unverzichtbar zu begreifen und letztlich dem Leben durch Gestaltung eine Wir-Gestalt zu verleihen.

Die nachfolgenden abschließenden wie auch knapp zusammenfassenden Sätze mögen unsere heilpädagogische Arbeit wie auch unser persönliches Leben durchziehen und uns immer mehr zur Orientierung werden:

Kunst gilt nicht als *Zutat zum Leben, sondern als Nahrungsmittel* für Menschen.

Kreativität ist keine Freizeitbeschäftigung, sondern eine *Haltung* des Menschen seinem Leben gegenüber.

Schönheit meint keinen Luxus, sondern die *Beseelung* des Menschen.

Neues zu schaffen ist keine Aufgabe für Begabte, sondern *Schöpfungsauftrag* an alle Menschen.

Literatur

Bodebeck, K.-H.: Entscheidung zur Kreativität. Darmstadt 1995
Fischer, D.: Ich setzte meinen Fuß in die Luft…, Band 1, Würzburg 1992
Fischer, D.: …den Dialog suchen. Würzburg 1998
Gadamer, H.-G.: Aktualität des Schönen. Stuttgart 1972
Gadamer, H.-G.: Von der Verborgenheit der Gesundheit. Stuttgart 1992
Goleman, D.: Kreativität entdecken. Wien 1997
Hentig, H. von: Kreativität. München 1998
Jungk, R.: Selber Schöpfer sein. In: Bachmann, A./Schaffer, M. – Neue Wege – neue Ziele. München 1990
Kast, V.: Der schöpferische Sprung. Olten 1988
Löw, R.: Über das Schöne. Warum das Schöne schön ist. Stuttgart 1994
Matussek, P.: Kreativität als Chance. München 1974
Winnicott, P. M.: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart 1973

Zeitschriften
Kunst und Unterricht – Hannover 1993. Heft 176
Zusammen – Hannover (Seelze) 1994. Heft 6
Zur Orientierung – Schwäbisch Hall 2ooo. Heft 2
Lebenshilfe e.V. – Marburg 1994. Kunst und Kreativität geistig behinderter Menschen

Der hier abgedruckte Text stellt Ausschnitte aus einem Vortrag zur Eröffnung einer Ausstellung von Werken und Obgekten geistig behindeter Menschen des Diakoniewerkes Neuendettelsau (D) im Sommer 2002 dar.

Der Autor

Dr. Akad. Dir. Dieter FISCHER, 1939, Lehrer an Grund- und Hauptschulen, Studium der Sonderpädagogik, Aufbau und Leiter einer Schule für Geistigbehinderte, Assistent am Lehrstuhl Sonderpädagogik (Prof. Dr. O. Speck) der Universität München; Leiter der Heilpädagogischen Zusatzausbildung für Erzieher in Bayern; Seminarrektor; Promotionsstudium in Sonderpädagogik, evang. Theologie und Psychologie/Psychiatrie. Seit 1980 am Lehrstuhl Sonderpädagogik II, Universität Würzburg.

Universität Würzburg – Lehrstuhl Sonderpädagogik II
Wittelsbacherplatz 1
D-97074 WÜRZBURG
E-Mail: DGF-Fischer@t-online.de